

Einmal arm, immer arm?

Zur sozialen Vererbung der Armut
Referat Caritas-Forum, 27. Januar 2012, Bern

**Dr. Walter Schmid, Direktor der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit und
Präsident der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (SKOS)**

Es gilt das gesprochene Wort!

I. Fakten zur Kinderarmut in der Schweiz

Die Zahlen sind nackt und klar: Die Sozialhilfequote von Kindern bis 18 Jahre ist die höchste. Sie betrug 2010 4,4 Prozent¹. Bei den 18- bis 25-Jährigen sinkt sie auf 3,9 Prozent und verharrt später bei gut 3 Prozent, der mittleren Sozialhilfequote in der Schweiz. Die Alten sind dank AHV und Ergänzungsleistungen in den Sozialhilfestatistiken kaum anzutreffen. In den Städten beträgt die Sozialhilfequote von Minderjährigen durchschnittlich 10 Prozent, wobei es zwischen den Städten markante Unterschiede gibt². Nicht wesentlich anders nehmen sich die Zahlen aus, wenn man von der Armutstatistik ausgeht, also nicht von der Zahl der administrativ erfassten Sozialhilfetypen, sondern die Zahl der Haushalte, die unter einer bestimmten Einkommensgrenze liegen. Auch dort sind es die Alleinerziehenden und die kinderreichen Familien, welche die Tabellen anführen. Ob wir den Blick auf die Kinder werfen oder die Familien in den Blick nehmen, die in der Sozialhilfe ja eine Unterstützungsseinheit darstellen, das Bild bleibt sich gleich: Die Kinder sind die von Armut am meisten betroffene Altersgruppe.

Verschiedene inländische und ausländische Studien weisen darauf hin, dass Kinder und Jugendliche, die in prekären finanziellen Verhältnissen aufwachsen, in ihrer persönlichen und beruflichen Entwicklung beeinträchtigt werden. Im Erwachsenenalter sind sie oft selber arbeitsgefährdet und im späteren Leben ebenfalls überproportional häufig auf Sozialhilfe angewiesen. Dies hält zum Beispiel der jüngste Kennzahlenbericht der Städteinitiative fest. Weiter: Der Einstieg in den Arbeitsmarkt ist für Jugendliche aus einkommensschwachen Familien meist schwierig. Von den jungen Erwachsenen in der Sozialhilfe stammt gut ein Drittel aus Familien, die bereits in prekären finanziellen Verhältnissen leb(t)en. Der Bericht der Städte schliesst mit dem Befund, es gäbe klare Indizien dafür, dass sich prekäre Lebensverhältnisse über Generationen teilweise verfestigen und dass Armut zumindest teilweise vererbbar sei³.

Das alles ist eigentlich bekannt und nicht weiter umstritten. Doch wohin sollen diese Feststellungen führen? Bereits in den 1990-Jahren hat der Diskurs über die Infantilisierung der Armut und die Forderung nach Kinderrenten eine erste Blüte erreicht. Das Kind wurde damals als Rechtssubjekt entdeckt und nicht mehr nur als finanziell belastendes Anhängsel der Familie betrachtet. Die bessere finanzielle Absicherung von einkommensschwachen Familien ist seither ein wiederkehrendes sozialpolitisches Postulat. Nachdem über den

¹ Bundesamt für Statistik: Die Schweizerische Sozialhilfestatistik, 2010

² Städteinitiative: Kennzahlenbericht 2010

³ Städteinitiative, Kennzahlenbericht 2010, S. 33

Ergänzungsleistungen für Familien in der Schweiz nach einem über zehnjährigen parlamentarischen Trauerspiel auf Bundesebene fürs Erste der Vorhang gefallen ist, ist die Lust auf neue Vorstösse auf allen Seiten allerdings eher begrenzt. Andere Postulate zur Bekämpfung der Armut sind ebenfalls nicht neu. Dazu gehört etwa die sehr berechtigte Forderung nach Bildung, insbesondere nach Frühförderung, denn die Übertragung von Armut von einer Generation zur nächsten ist bekanntlich eng mit dem Ausbildungsstand verbunden. Solche Forderungen richten sich in der Regel an die Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK).

Aber kann man einfach so pauschal von Kinderarmut sprechen? Kennen wir – dies ein Zwischenruf – nicht alle auch Beispiele von Kindern aus armen Verhältnissen, die es geschafft haben? Wir brauchen nicht das Paradigma des American Dreams – vom Tellerwäscher zum Millionär – zu bemühen, um uns an Menschen aus unserem Umfeld zu erinnern, die dem Schicksal der Armut entgangen sind. Auch wir wissen – ohne auf die Beispiele aus dem eben genannten Buch von Ostertag und Knöpfel zurückzugreifen – von Fällen, die so ganz anders herausgekommen sind, als das Umfeld es erwartet hätte: Scheidungskinder, die in misslichen und ärmlichen Verhältnissen aufgewachsenen sind, umgeben von Mangel und Streitereien, die scheinbar unbeschadet diesen Verhältnissen entwachsen sind. Kinder von Alleinerziehenden, die trotz engsten finanziellen Verhältnissen in der Jugend später zu guten Ausbildungen und Jobs gekommen sind? Migrantenkinder aus bildungsfernem Elternhaus, die ein Studium absolvieren konnten. Grossväter, die aus bäuerlichen, hinterwäldlerischen Krächen herausgekommen und später zu Professorenwürden gekommen sind? Johann Sebastian Bach, der schon als achtjähriger Vollwaise bei seinem Bruder in ärmlichen Verhältnissen aufwuchs und es zu einem der grössten Musiker aller Zeiten schaffte? Sind dies nur Ausnahmen zur Regel, wonach Armut vererbt wird?

Dies führt mich unwillkürlich zu einer Kenngösse, die mir heute in der Debatte fehlt. Wie steht es eigentlich um die soziale Mobilität in der Schweiz? Dazu gibt es kaum Zahlen, doch diese wären für unser Thema relevant. Unter sozialer Mobilität versteht man die Bewegung von Einzelpersonen oder Gruppen zwischen unterschiedlichen sozioökonomischen Positionen. Es geht also im Grunde um die Durchlässigkeit sozialer Schichten. Je durchlässiger die Schichten, desto eher liesse sich das Argument der Vererbarkeit von Armut entkräften. Nun sieht es aber nach dem Wenigen, was man dazu weiss, ganz danach aus, als ob die Schweiz eine vergleichsweise geringe soziale Mobilität kenne. Dies gilt etwa für den Bildungsbereich: Kinder aus bildungsfernen Elternhäusern haben schlechte Chancen, zu Bildung zu kommen. Sie bleiben damit armutsgefährdet. Das Stipendienwesen liegt schon seit Längerem im Argen. Vielleicht, dass nun endlich ein entsprechendes Konkordat etwas Abhilfe schaffen wird. Umgekehrt haben, wie wir alle wissen, auch die wenig Begabten aus reichen Elternhäusern gute Chancen, doch noch zu einer Matur zu kommen, wenn nur das richtige Internat gewählt wird und finanziert werden kann. Ähnliches gilt für die Einkommensmobilität⁴. Die soziale Mobilität ist aus meiner Sicht gerade heute ein besonders wichtiger Indikator. Nachdem wirtschaftliches Wachstum es in den letzten Jahrzehnten der nachfolgenden Generation in der Regel erlaubt hat, in höherem Wohlstand zu leben als die vorausgegangene, wird diese Entwicklung vermutlich nicht mehr im selben Masse fortgeschrieben werden können. Nur soziale Mobilität kann verhindern, dass es unter diesen neuen Voraussetzungen nicht zu einer schicht- oder klassenmässigen Verkrustung der Gesellschaft kommt.

⁴ NZZ 23. Januar 2006, Philippe Bauer, Mangelhafte Chancengleichheit in der Schweiz.

Ein weiterer Indikator, der unsere Problemstellung zu erhellen vermag, ist die Bezugsdauer, während der junge Erwachsene auf Sozialhilfe angewiesen sind. Wenn Armut wirklich perpetuiert würde, dann müsste die Zahl der Jugendlichen, die auf Dauer in der Sozialhilfe verbleiben, hoch sein. Tatsächlich sind es jedoch rund ein Drittel der Jugendlichen, die entweder zu den Dauerbezügern oder zu den Wiederbezügern gehören⁵. Das lässt immerhin darauf schliessen, dass ein Teil der Jugendlichen den Weg aus der Armut schafft.

II. Anmerkungen zur Armut

Die Frage bleibt also, ist Armut vererbbar und für wen? Mehr als sonst wo in der Armutsdebatte scheint es mir besonders bei Kindern berechtigt, den Begriff der Armut genauer anzuschauen. Wir machen – so auch ich in meinen bisherigen Ausführungen – den Begriff der Kinder- und Familienarmut vor allem an den statistisch erfassbaren materiellen Werten fest. Die Einkommensgrenze wird zum massgeblichen Bezugspunkt. Nun wissen wir aber, dass es neben der materiellen Armut immaterielle Faktoren gibt, welche die Armut ausmachen. Sie setzen beispielsweise bei der sozialen Ausgrenzung an, denen armutsbetroffene Kinder ausgesetzt sind in einer Gesellschaft, in der Armut nicht sichtbar und auch kaum ein Thema ist. Der mehrdimensionale Armutsbegriff nimmt weitere psychische und kulturelle Aspekte mit ins Gesichtsfeld und stellt die Lebenslagen der Kinder ins Zentrum⁶. Die Armutsdefinition berücksichtigt Dinge wie den Ernährungszustand, die Gesundheit, die sozialen Netze, den Bildungsstand, das Wohnumfeld, die Bekleidung, Kenntnisse der Kulturtechniken, die Freizeitgestaltung und vieles mehr. Gerade bei Kinderarmut sind dies die Faktoren, die meines Erachtens besonders ins Gewicht fallen. Sie sind in einem Land wie der Schweiz, in dem die existenziellen Bedürfnisse weitgehend gedeckt sind, die entscheidenden.

Doch auch dieser erweiterte, mehrdimensionale Armutsbegriff ist noch einseitig. Er ist statisch. Er hält die Ist-Situation fest, beschreibt die aktuelle Lebenslage. Von diesem Armutsbegriff der statischen Lebenslagen muss der Weg weiterführen zu einer dynamischen Definition. Diese wirft den Blick auf die möglichen Veränderungen und Perspektiven. Sie stellt die Entwicklungsmöglichkeiten ins Zentrum. Diese sind für die Beurteilung von Kinderarmut ganz besonders wichtig. Natürlich ist so definierte Armut schwer zu messen, aber sie kommt dem Phänomen der Armut, gerade wenn es um die angebliche Vererbbarkeit geht, wesentlich näher. Materieller Mangel wird als weniger hart empfunden, wenn die Aussicht zur Überwindung besteht, wenn ein Kind den Traum eines besseren Lebens träumen kann, wenn ein Jugendlicher Perspektiven sieht, aus dem Milieu herauszuwachsen, das ihn oder sie bisher eingeengt hat, wenn Migrantenkinder und ihre Eltern darauf hoffen dürfen, dass die zweite Generation den sozialen Aufstieg schaffen kann. Mit diesem dynamischen Armutsbegriff nähern wir uns schon der Definition, wie sie Nobelpreisträger Amartya Sen entwickelt hat, wenn er von Armut als Mangel an Verwirklichungschancen spricht. Ich glaube, darum geht es ganz zentral bei der Analyse der Vererbbarkeit von Armut und ihrer Überwindung.

⁵ Bundesamt für Statistik: Junge Erwachsene in der Sozialhilfe, 2009.

⁶ Benjamin Benz et al. Soziale Politik, Soziale Lage, Soziale Arbeit, Wiesbaden 2009, S. 38 ff.

III. Vererbbarkeit

Ist Armut vererbbar? Wenden wir uns nun dieser Frage und zunächst dem Begriff zu: Ich sage es gleich zu Beginn weg: Mir gefällt der Begriff nicht, auch wenn er nur metaphorisch gebraucht wird. Wann immer in der Sozialpolitik in der Vergangenheit mit der Vererbung hantiert wurde, war man auf einem Irrweg. Nun sei nicht bestritten, dass die Biologie wesentliche Aspekte menschlichen Lebens bestimmt, übertragen in den Sozialbereich führt sie jedoch meistens zu fragwürdigen oder gefährlichen Analogien und Interpretationen. Fragwürdig und gefährlich sowohl für die Betroffenen als auch für die Gesellschaft selber. Vererbung ist nämlich ein irreversibler Tatbestand. Er lässt sich nicht verändern. Wer eine Erbkrankheit in sich trägt, kann nur hoffen, dass die Diagnose falsch war, oder lernen, mit ihr umzugehen. Ändern kann er sie nicht. Für die Armut gilt das nicht. Dem Individuum ist nur schon geholfen, wenn sein Zustand nicht als unveränderbar gesehen wird, denn aus dem Glauben an die Veränderung wächst ihm Kraft zur Veränderung zu. Fatalismus, schicksalshafte Ergebenheit, trägt zum Verbleib in der Armut bei. Und die Gesellschaft selber richtet sich beim Begriff der Vererbung ebenfalls bequem ein, weil nicht verändert werden muss, was sich nicht verändern lässt.

Auf welche Abwege die Vererbungstheorien in der Sozialpolitik in der Vergangenheit geführt haben, brauche ich hier nicht mehr ausführlich zu schildern. Die Eugenik hat beispielsweise zur Sterilisierung vieler Armutsbetroffener geführt. Sie hat auch in der Schweiz, wie wir seit den «Kinder der Landstrasse» wissen, die Trennung der Kinder von ihren Eltern legitimiert, sie hat unsägliche Eingriffe in die Grundrechte von Armutsbetroffenen zugelassen, die aus heutiger Sicht nicht nachvollziehbar sind. Wir begegnen heute diesen Praktiken mit grösstem Unverständnis und Empörung. Doch die damals Verantwortlichen glaubten im besten Interesse der Betroffenen und auf dem neuesten Stand der Wissenschaft zu handeln. Es waren nicht zuletzt die Sozialtäglichen, die überzeugt waren, das Richtige zu tun. In ihrer Publikation zur Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe, deren Geschichte und deren Richtlinien hat Claudia Hänzi kürzlich aufgezeigt, dass auch der Verband, den ich heute präside, in dieser Hinsicht nicht immer vorbildlich gehandelt hat⁷. Ein Kapitel unserer Verbandsgeschichte, das mir nicht bekannt war und noch nicht aufgearbeitet ist. Das alles sollte uns jedenfalls hellhörig machen, denn wir wissen nicht, welche unserer heutigen sozialpolitischen Massnahmen in der Rückschau als unmenschlich qualifiziert werden.

Natürlich wird heute, wenn von Vererbung von Armut gesprochen wird, nicht an eine genetische Vererbung gedacht. Man spricht deshalb von der sozialen Vererbung. Der Umgang mit dem Begriff ist gleichwohl nicht ungefährlich. Er entfaltet eine Eigendynamik, welche sich unserer Kontrolle entzieht. Armut wird so zu einer Frage der Schichtzugehörigkeit; Arme zu Angehörigen einer Subkultur, einer Gattung, welche nach eigenen Gesetzmässigkeiten lebt. Arme werden als Teil einer geschlossenen Gesellschaft gesehen. So betrachtet wird Armut zum Stigma. «Einmal arm, immer arm», sagt aus, was Viele denken unabhängig davon, ob sie dies als gesellschaftspolitische Anklage formulieren oder als Naturgesetz.

Wird Armutsbekämpfung unter diesen Umständen nicht zur Illusion, die Verhaftung in der Armut nicht zur selbsterfüllenden Prophezeiung? Implizit werden Armutsbetroffenen damit nicht dieselben Chancen zugestanden und zugemutet wie anderen. Dies steht eigentlich in krassem Widerspruch zu einem der zentralen Grundsätze unserer Verfassung, die in Art. 8 die Gleichheit aller Menschen postuliert. Ein Verfassungsgrundsatz übrigens, der explizit die

⁷ Claudia Hänzi: Die SKOS-Richtlinien, 2011

soziale Stellung erwähnt, deretwegen niemand diskriminiert werden darf. Mit der Vererbungsmetapher sind wir nahe dran, dieses Diskriminierungsverbot zu missachten. Es ist deshalb zu empfehlen, statt von Vererbung von Verfestigung der Armut zu sprechen. Dies trifft den Sachverhalt besser, denn in der Tat kann sich Armut, wenn sie andauert, verfestigen. Und wenn sich Armut über Generationen perpetuiert, wird der Ausstieg schwierig.

IV. Lösungsansätze

Die Verfestigung von Armut über Generationen hinweg ist jedoch kein Naturgesetz. Es lässt sich etwas dagegen tun. Das führt uns ja schliesslich hier alle zusammen an diesem Caritas-Forum, wo wir Impulse für Verbesserungen geben wollen. Die empirische Evidenz spricht dafür, dass Kinder, die in Armut aufwachsen, in überdurchschnittlicher Zahl wiederum in Armut leben werden. Dies gilt allerdings nicht für alle Kinder. Gerade etwa die Kinder von Alleinerziehenden, die zwar wegen der Familiensituation in Armut gefallen sind, sonst aber über gute soziale, bildungsmässige und kulturelle Ressourcen verfügen, haben gute Chancen, Armut zu überwinden. Ähnliches gilt für Migrantenkinder, deren Eltern die Bedeutung von Bildung erkannt haben und alles daran setzen, ihren Kindern eine gute Bildung zu ermöglichen. Auch sie haben gute Chancen, der Armut zu entkommen.

Dies führt mich zu einem ersten Merksatz: Wir werden beim Thema der Kinderarmut von Pauschalierungen absehen und differenzieren und das Hauptaugenmerk auf jene Verhältnisse legen müssen, in denen Kinder in sozial unterprivilegierten Schichten mit tiefem Bildungsstand aufwachsen und wenig soziale Austauschbeziehungen bestehen. Diese gerade auch für die Soziale Arbeit schwer zugängliche Bevölkerungsgruppe muss im Kampf gegen Armut besondere Beachtung finden. Mit der Frühförderung, den vielfältigen Integrationsbemühungen, einer aufsuchenden Sozialarbeit und vielem anderem sind wir hier meines Erachtens auf einem guten Weg.

Ein Zweites: Wir sollten in der Bekämpfung der Kinderarmut einen multidimensionalen Ansatz ins Zentrum stellen. In der Schweiz ist weniger die materielle Besserstellung massgebend als vielmehr die soziale Ausgrenzung. Beim immer wieder bemühten Beispiel, wonach armutsbetroffene Kinder sich keine peergerechten, teuren Markenkleider leisten könnten, stellt sich für mich die Frage, ob hier tatsächlich einkommensseitig interveniert werden soll oder doch eher auf der Verhaltensebene, damit Kinder ohne Markenkleider nicht der Diskriminierung ausgesetzt werden.

Ein Drittes: Ich bin überzeugt, dass wir bei der Bekämpfung der Kinderarmut konsequent auf das Modell der dynamischen Lebenslagen setzen sollten. Auf die Veränderungsmöglichkeiten kommt es an. Auf die Perspektiven. Je eher wir in der Lage sind, Jugendlichen Perspektiven zu eröffnen, umso eher wird es ihnen gelingen, aus der Armut herauszufinden. Mit diesem Modell wird das Kind, der Jugendliche als Subjekt erst wirklich ernst genommen, weil es ihm Chancen eröffnet, selber Optionen zu wählen. Armut heisst Mangel nicht nur an Gütern und Beziehungen, sondern vor allem auch Mangel an Wahlmöglichkeiten. Armut überwinden heisst Ausbruch aus einer Welt ohne Wahl.

Ein Viertes: Armutsbekämpfung sollte, ebenso wie die Integrationsförderung, in den Regelstrukturen erfolgen. Die Schule, die Berufsausbildung, die Freizeitangebote, die Sportvereine, die kulturellen Institutionen, sie alle sollten Armutsbetroffenen ebenso offenstehen wie allen andern. Es kann nicht darum gehen, auf die verschiedenen Aspekte der

Armut stets mit Sonderprogrammen zu reagieren. Wir verfügen ja über eine grosse Anzahl von Institutionen und Programmen, die sich mit Armut beschäftigen. Wenn die SKOS sich kürzlich dafür ausgesprochen hat, Jugendliche sollten während der Ausbildungszeit nicht von der Sozialhilfe abhängig sein, sondern ein Ausbildungsprojekt realisieren und über Stipendien finanziert werden, so nicht, weil die Sozialhilfe sich entlasten will, sondern weil armutsbetroffene Jugendliche während der Ausbildungsphase nicht auf die Sozialhilfe verwiesen werden, sondern die allgemein geltenden Angebote der Ausbildungsfinanzierung nutzen sollten. Generell gilt es zu bedenken, dass spezielle Programme für Armutsbetroffene in der Regel eher ärmliche Programme sind. «Programs for the poors are usually poor programs», sagen die Amerikaner nicht ohne ein gewisses Recht. Verzichten wir also auf allzu viele Spezialdienste und Spezialprogramme, es gibt schon sehr viele, und machen die Regelstrukturen auch für Armutsbetroffene und ihre Kinder zugänglich.

Und das führt mich zum Fünften: Ins Zentrum der Armutsbekämpfung muss die Nicht-Diskriminierung gestellt werden. Das Eröffnen von Chancen und Chancengleichheit ist entscheidend. Verwirklichungschancen nennt das Amartya Sen. Das heisst ganz konkret: Immer wieder analysieren, welche Hemmnisse armutsbetroffenen Kinder und Jugendlichen den Weg verbauen. Das bedingt genaues Hinhören auf die Lebenswelten und Lebenserfahrungen der Armutsbetroffenen und ihrer Kinder. Das bedingt auch intensive Auseinandersetzungen mit den Eltern, die alles andere als einfach sein können. Das heisst auch: Immer wieder zu schauen, welche institutionellen Barrieren es Kindern aus ärmeren Schichten erschweren, Zugang zu öffentlichen Ressourcen wie etwa der Bildung oder Kulturtechniken zu haben. Es heisst im Gegenzug auch, immer wieder darauf zu bestehen, dass Armutsbetroffene ihr Schicksal ein Stück weit selber in der Hand haben und in die Hand nehmen müssen.

Sie sehen, sehr geehrte Damen und Herren, bei meinen Lösungsansätzen geht es weniger um neue Leistungen, Institutionen und Programme. Vielmehr glaube ich, dass unser Blick auf die Kinderarmut, die öffentliche Debatte darüber und die Haltungen der Professionellen ganz wichtig sind für die Überwindung von Armut. Dabei darf man darauf vertrauen, dass eine der wichtigsten interkulturellen und interinstitutionellen Normen die Norm des Kindwohls ist. Wenn wir uns in unserer Arbeit immer wieder konsequent an dieser Norm orientieren, ist schon einiges erreicht.